Leseprobe

Walter Gödden / Peter Heßelmann /
Frank Stückemann (Hgg.)

# Johann Moritz Schwager

# Sämtliche Romane
# und eine Reisebeschreibung

AISTHESIS VERLAG
Bielefeld 2013

*Abbildung auf dem Umschlag:*
Johann Moritz Schwager: *Leben und Schicksale des Martin Dickius*, Teil 1, Bremen 1775, Titelblatt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Redaktion: Arnold Maxwill

© Aisthesis Verlag, Bielefeld 2013
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-89528-1006-1
www.aisthesis.de

Inhalt


Vorbemerkung 7

Leben und Schicksale des Martin Dickius (1775) 13

Die Leiden des jungen Franken, eines Genies (1777) 367

Stillbachs Leben. Ein Zauberroman (1781) 415

Anmerkungen und Erläuterungen
*Leben und Schicksale des Martin Dickius* 597
*Die Leiden des jungen Franken, eines Genies* 633
*Stillbachs Leben. Ein Zauberroman* 641

Friedrich Bickerkuhl.
Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe (1802) 673

Leben, Thaten und Schiksale
eines lüderlichen Landpredigers (1805) 879

Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen,
bis an und über den Rhein (1804) 1039

Anmerkungen und Erläuterungen
*Friedrich Bickerkuhl. Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe* 1181
*Leben, Thaten und Schiksale eines lüderlichen Landpredigers* 1199
*Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen […]* 1213

Nachwort 1239

# Vorbemerkung

Die vorliegende Edition bietet erstmals eine vollständige und kommentierte Ausgabe der Romane Johann Moritz Schwagers (1738-1804). Eine solche Ausgabe ist seit Jahrzehnten ein dringendes Desiderat. Der protestantische Landpfarrer Schwager zählt zu Unrecht zu den vergessenen Autoren des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Mit der vorliegenden Edition soll die Grundlage für eine Neuentdeckung dieses eminent spannenden Autors gelegt werden.

Wer Schwagers belletristische Werke lesen wollte, musste bislang weite Umwege in Kauf nehmen und zumeist auf Originaldrucke aus dem 18. bzw. frühen 19. Jahrhundert rekurrieren. Sie sind nur noch vereinzelt in Bibliotheken zu finden und in der Regel nicht ausleihbar. Dies trifft auf *Leben und Schicksale des Martin Dickius* (Erstausgabe 1775), *Die Leiden des jungen Franken, eines Genies* (1777) und auf *Stillbachs Leben. Ein Zauberroman* (1781) zu. *Friedrich Bickerkuhl. Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe* (1802) und auch das postum erschienene Werk *Leben, Thaten und Schiksale eines lüderlichen Landpredigers* (1805) sind hingegen Rara. Ersteres konnte in der Stadtbibliothek Mülheim/Ruhr, letzteres in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin nachgewiesen werden. Auch antiquarisch sind die belletristischen Titel Schwagers seit Langem nicht mehr nachweisbar.

Im Falle des *Dickius*-Romans und Schwagers *Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen, bis an und über den Rhein* (1804) kam es immerhin zu Reprints.[1] Neuausgaben in heutiger Typographie blieben – mit Ausnahme von *Die Leiden des jungen Franken, eines Genies* (Nachdruck 1913) – jedoch aus. Die Herausgeber entschieden sich deshalb auch in diesen Fällen zu einer vollständigen Neutranskription.

Die historischen Buchvorlagen wiesen zum Teil erhebliche Mängel bzgl. Druckbild und Lesbarkeit auf, sodass die Texterfassung oft größere Schwie-

---

[1] Johann Moritz Schwager: *Leben und Schicksale des Martin Dickius.* Kessinger Pub. Co. 2009; Nabu-Press 2012. Johann Moritz Schwager: *Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen, bis an und über den Rhein*. Neudruck der Ausgabe 1804. Mit einem Nachwort von Olaf Eimer. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1987.

rigkeiten bereitete. Zudem erschließen sich viele Textstellen und Anspielungen dem heutigen Leser erst durch entsprechende Erläuterungen. Der hier vorgelegte Kommentar soll lediglich eine erste Hilfestellung bieten und fällt dementsprechend knapp aus. Ein historisch-kritischer Kommentar war nicht zu leisten, wäre jedoch – zumindest beim *Dickius* – sehr zu wünschen.

Der im Falle Schwagers geradezu niederschmetternde editorische Befund führte dazu, dass die Werke dieses Autors nicht erforscht, geschweige denn wiederentdeckt wurden. Entsprechend gering ist Schwagers Bekanntheit in der Literaturwissenschaft und literarischen Öffentlichkeit. Nach Ansicht der Herausgeber hat Schwager hingegen einen exponierten Platz in der deutschen Literaturgeschichte verdient. Dies gilt besonders für den *Dickius*, der zu den Hauptwerken des deutschen Romans im 18. Jahrhundert gezählt werden kann. Der Roman geißelt in satirischer Schärfe Aberglaube, Hexenwahn, pietistische Frömmelei, aber auch Korruption und ignorantes Obrigkeitsdenken – und stellt damit Hauptthemen Schwagers literarisch dar. Das von ihm beschriebene Westfalen des 18. Jahrhunderts gleicht einem einzigen Sumpf aus Intrigen, Korruption und Rechtsverdrehung – gestützt durch Gesetze und Winkeladvokaten, die solch desaströse Zustände erst möglich machten. Glaubt man Schwager, war nichts so, wie es sein sollte, angefangen bei falschen Erziehungsmethoden (er war Anhänger der Reformpädagogik von Friedrich Eberhard von Rochow) über Scharlatanerie in der Medizin und rückständige Methoden beim Ackerbau bis hin zum ideenlosen Unterricht an Universitäten und theologischen Instituten. Wenn man so will, war Schwager ein durch und durch gesellschaftskritischer Autor.

Erst mit der umfangreichen Dissertation von Frank Stückemann fiel wieder ein Licht auf den fast vergessenen Jöllenbecker Volksaufklärer.[2] Drei Jahre später ließ Stückemann ein Schwager-Lesebuch mit Auszügen aus dessen literarischen Werken, Briefen und Beiträgen aus den damals populären Journalen und weiteren Texten folgen.[3] Mit Übernahme der Redaktionsleitung der *Mindenschen Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* leitete Schwager 1773 ein „goldenes Jahrzehnt“ (Stückemann) der publizisti-

---

2 Frank Stückemann: *Johann Moritz Schwager 1738-1804. Ein westfälischer Landpfarrer und Aufklärer ohne Misere*. Bielefeld: Aisthesis 2009.

3 *Johann Moritz Schwager Lesebuch.* Zusammengestellt und mit einem Nachwort von Frank Stückemann. Köln: Nyland-Stiftung 2012.

schen Aufklärung im nordöstlichen Westfalen ein. Schwager selbst lieferte zahlreiche eigene Beiträge über Themen, die damals virulent waren: Ackerbau und Medizin, Haushaltsführung und Ökonomie, Pflanzenkunde und Gesundheit – bis hin zu Maßregeln für den Alltag, wobei er unter anderem die auf dem Lande verbreitete Trunksucht anprangerte.

Rund 30 Jahre hatte Schwager beim gelehrten Feuilleton der *Wöchentlichen Mindenschen Anzeigen* eine exponierte Stellung inne. Er prägte das aufgeklärte Organ auch durch die von ihm angeworbenen Beiträger (Schriftsteller, Publizisten, Theologen, Mediziner, Pädagogen, Freimaurer). Sich selbst erschloss Schwager durch das Blatt überregionale Veröffentlichungsmöglichkeiten. Dies hatte unter anderem zur Folge, dass seine belletristischen Werke in den bekanntesten Journalen der Zeit (z.B. in Nicolais *Allgemeiner Deutscher Bibliothek*) vorgestellt und besprochen wurden.

Schwager war in seiner Zeit eine weithin bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Als Teil eines intellektuellen Netzwerks, das sich weit über Westfalen hinaus erstreckte, stand er beispielsweise mit dem Berliner Verleger und Herausgeber Friedrich Nicolai in regem Briefaustausch. Als Kosmopoliten engagierten sich beide für die Emanzipation der Juden. Kontakte unterhielt Schwager auch zu den Herausgebern des *Deutschen Museums*, Christian Wilhelm von Dohm und Heinrich Christian Boie, sowie zu Anton Mathias Sprickmann aus Münster, dem ersten literarischen Schöngeist Westfalens. 1775 schlug er ihm vor, gemeinsam ein neues Journal, „Der Westphälinger“, ins Leben zu rufen. Es sollte die Kultur seiner „westfälischen Landsleute“ heben: „Der Bauer ist mein Maasstab, und was ich bey dem thun kann, muß in Städten, und unter Leuten von Erziehung keine Schwierigkeit haben.“ Schwager ging es dabei, wie er sagte, um die Vermittlung von „Tugend“ und einer „Philosophie des Hertzens“. Außerdem sollte dem Leser „warmer Patriotismus“ vermittelt werden.

Schwager dachte dabei, wie immer, ganz lebenspraktisch und immer im Sinne des Allgemeinwohls. Er war ein Mann der Tat, wie beispielsweise sein frühes Engagement für die Pockenimpfung zeigt. Nachdem er sich 1777 durch einen längeren Artikel „Über die Münsterschen Medizinalgesetze“ zumindest eine publizistische Legitimation für heilpraktische Betätigung verschafft hatte, griff er selbst zur Lanzette und „inoculirte“ – zum größten Leidwesen des Ärztemonopols und 16 Jahre vor Einführung der Kuhpockenimpfung. Schwagers landwirtschaftliche Leistungen trugen

ihm 1793 die Ehrenmitgliedschaft in der „Königlich Preussischen Chur-Märkischen Ökonomischen Gesellschaft“ ein. Mitverantwortlich hierfür war unter anderem Schwagers Einführung einer Assekuranzkasse zum Schutz gegen Viehseuchen und Missernten. König Friedrich II. von Preußen bedankte sich in einem Schreiben an Schwager höchstpersönlich für dessen Einsatz im Geiste der Aufklärung.

Schon Schwagers Traktate in aufgeklärten Journalen der Zeit zeigen: Der Mann konnte mit der Schreibfeder umgehen. Er sprach den Leser unmittelbar an, wählte anschauliche Beispiele, traf den richtigen Ton – keine dogmatische Kanzelsuade „von oben“, sondern die Sprache des Volkes. Schwagers Vorliebe für Satire und Polemik ist aus heutiger Sicht das „Salz an der Suppe“ seiner Beiträge. Er schrieb keine trockenen Pamphlete, sondern nutzte seine spitze Feder als Waffe, um seine Gegner der Lächerlichkeit preiszugeben.

Bei so ausgeprägter literarischer Verve hatte es eine gewisse Konsequenz, dass sich Schwager bald auch größeren literarischen Formen zuwandte. In seinem gedruckten Werk (etwa 25.000 Seiten!) finden sich neben Predigten, wissenschaftlichen Abhandlungen, Essays, Satiren, Epigrammen, Sinngedichten und weiteren Gattungsformen auch die hier abgedruckten fünf Romane und seine Reisebeschreibung durch Westfalen.

Die Werke fanden in ihrer Zeit zahlreiche Leser und erlebten teilweise mehrere Auflagen. *Leben und Schicksale des Martin Dickius* wurde sogar ins Dänische übersetzt. Der Roman ist nicht nur ein grandioses Werk in der Tradition der Schelmenliteratur, sondern auch, wie erwähnt, eine wahre Fundgrube für das Verständnis der damaligen Zeit.

Im Kontinuum der westfälischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts steht Johann Moritz Schwagers Romanschaffen fast singulär dar. Allenfalls der Siegerländer Johann Heinrich Jung-Stilling (1740-1817) ließe sich als Pendant anführen. Schwagers Essayistik braucht einen Vergleich mit der Justus Mösers (1720-1794) nicht zu scheuen.

Die vorliegende Ausgabe ist Teil einer umfassenden, von der LWL-Literaturkommission für Westfalen initiierten Schwager-Retrospektive anlässlich seines 275. Geburtstags im Jahr 2013. Sie schließt die Ausstellung „Verkan(n)t und verschwägert“ im Museum für Westfälische Litera-

tur (Kulturgut Haus Nottbeck, Oelde) sowie den Sammelband *„Er war ein Licht in Westphalen". Johann Moritz Schwager (1738-1804). Ein westfälischer Aufklärer* (2013) ein. Letzterer beleuchtet in wissenschaftlichen Aufsätzen das vielfältige Tätigkeitsspektrum Schwagers – seinen theologischen und literarischen Standpunkt ebenso wie sein Wirken als Volksaufklärer.

Johann Moritz Schwagers Texte sind bis heute lesbar geblieben. Sie sind nicht verstaubt und bieten vielfältige Ansatzpunkte für eine produktive Neurezeption – in literatur- und kulturgeschichtlicher ebenso wie in historischer Hinsicht. Es erscheint geradezu ein Muss, sich seiner wieder zu erinnern – in regionalen wie überregionalen Kontexten.

*Zur Textgestalt*

Schwagers Orthografie wurde ebenso beibehalten wie seine Schreibeigenheiten und seine – sofern nicht bereits vom damaligen Setzer korrigierte – Interpunktion. Lediglich offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert. Schwager selbst äußerte sich über die Wiedergabe seiner Texte: „Es ist mir immer unangenehm, nicht so abgedruckt zu werden, wie ich schreibe; was schadet andern meine Rechtschreibung? Läßt man sie mir, wie sie ist, so kann und muß ich sie verantworten, statt daß es oft der Fall ist, daß ich des Setzers Orthographie verantworten soll. Wo das y hingehört[,] setze ich es hin, schreibe frey, zwey, drey, allerley, bey u.s.w. Ich schreibe nie Gemeinde, sondern immer Gemeine, nie Sinode[,] sondern Synode." (*Westfälischer Anzeiger*, 8.5.1804, Sp. 589f.)

*Dank*

Die Herausgeber danken für die freundliche Unterstützung des Gesamtprojektes dem Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, der Stiftung Westfalen-Initiative, der Nyland-Stiftung, dem Droste-Forum sowie dem Museum für Westfälische Literatur. Sophia Artmann, Fiona Dummann, Hanna Leister, Judith Linow und Ashvanatha Nagendearajah sei gedankt für ihre Mitarbeit bei der Erfassung der Texte. Ein besonderer Dank gilt Arnold Maxwill, der die Redaktion und die satztechnische Einrichtung der Bände übernahm.

Walter Gödden Peter Heßelmann Frank Stückemann

## Erstes Kapitel
## Etwas zum Anfange

Wissen Sie was, meine Herren und Damen? Keinem Menschen kann es wohl widerwärtiger, als mir, gehen. Ich setzte mich vor ohngefähr einer Stunde hier an diesen meinen Tisch, mitten in meiner Studierstube, gerade dem Spiegel gegen über, – ein Buch zu schreiben, schneide mir zwey Federn, lege Papier zu rechte, nehm' eine Prise, tauche meine Feder in das eben vollgefüllte Dintenfaß, setze an – – und weiß kein Wort mehr davon, was ich sagen wollte. Vorher wust' ichs auf ein Haar; drey Tage hatt' ich darauf studiert, ich hatte schon vestgesetzt, wo ein Comma, und wo ein Punctum im ersten Kapitel stehen sollte, (um die übrigen bin ich unbesorgt) wo ich mich dem geneigtesten Leser bestens zu empfehlen gedachte. So zierlich als möglich dacht' ich dies Kapitel auszudrechseln, denn die Recensenten lesen sehr selten mehr, als ein Kapitel ganz – und dies eine ist insgemein das erste, und bey den meisten Lesern kommt unser Glück und Unglück auf eben dies erste Kapitel an (denn die gute oder schlechte Meynung, die ein Leser mit ins Buch herein nimmt, löscht sich so leicht nicht aus) – und nun hab ich alles vergessen. Es ist doch für einen Schriftsteller höchst unangenehm, unter beständigem Geräusche zu leben! Oft verjagt einem eine Lumpensache, die keinen Dreyer werth ist, einen lange gejagten und endlich glücklich erhaschten Gedanken, den man auf einen Thaler ausrecken könnte; und wenn man mitten im Lärm was Vernünftiges niederzuschreiben glaubt, so ist es bey näherer Beleuchtung doch leider gar zu oft Unsinn. In der That, meine Freunde! Sie müssen mit uns Schriftstellern mehr Nachsicht haben, und sich lieber ein wenig erkundigen, was uns doch wohl gerade damals begegnet seyn möchte, als wir – was Schlechtes zu Markte brachten. Vielleicht hatte uns die Frau Auctorin den Kopf warm gemacht: vielleicht waren uns gerade dazumal einige Nahrungssorgen durch das Gehirn geflogen; vielleicht hatten wir uns den Magen verdorben, oder das Aderlassen zu lange aufgeschoben; und dann siehts so klar in unserm Kopfe nicht aus, als es thun sollte – oder die Russen sind, den letzten Nachrichten zu Folge, noch nicht so weit vorgerückt, als wir's gern gesehen hätten, und ausgerechnet hatten, daß sie es thun könnten – und sollten, wenn sie so klug gewesen wären, als wir. Sie mögen es nun glauben, oder nicht; so sag' ichs Ihnen doch gerade ins Gesichte, meine Herren, daß die Russen, und sonst nichts in der Welt Schuld daran sind, daß ich ein gewisses Werk nicht geschrieben, wenigstens nicht heraus gegeben habe. Im Jahre 1770 aufs späteste

gerechnet, sollten sie mir Constantinopel einnehmen, in Asien dringen, und die Türken mit Stumpf und Stiel ausrotten: und da ich am letzten Tage des Jahrs noch gar keine Anstalt dazu sahe – – so warf ich im Eifer alle meine fertigen Hefte, und selbst meine Schlafmütze ins Feuer, und war eben im Begriffe, um der Russen willen das Schreiben abzuloben, als ich dachte – – das Opfer sey zu groß.* Und nun mögen sie gewinnen oder verlieren, ich wage gewiß kein Heft und keine Schlafmütze daran, und will ihnen zum Trotz schreiben, damit sie es wissen sollen, daß ich sie aufgegeben habe. – Aber, Herr Autor! wovon soll das Buch handeln? Etwa von den Feldzügen der Russen? – Aber, Herr Leser! Haben Sie denn den Titel noch nicht gesehen? vom Martin Dickius soll es handeln, von einem Manne, der mit den Russen nichts zu thun hat, und von den Dardanellen in seinem Leben kein Wort gehört hatte. Damit sie es kurz wissen – Sie lesen keinen Roman, eine Biographie sollen Sie lesen, so interessant, so bündig, so wahr, so natürlich, als Sie in Ihrem Leben noch keine Biographie müssen gelesen haben, und wär es auch der Plutarch selbst. Suchen Sie also keinen Knoten, keine Verwickelung, kurz nichts übernatürliches: denn ich bewirthe Sie mit Wahrheit und dem Lebenslaufe eines Gelehrten – – den Sie sollen kennen lernen, wenn Sie weiter lesen wollen. Es ist wahr, mein Held hat ein komisches Ansehen, und gleicht einer gewissen Art Gecke auf ein Haar. Ich hätte ihn ein bischen aufstutzen und unkennbar machen können; allein ich thue es nicht, aus sklavischer Ehrfurcht für die klare, reine Wahrheit – und nun können meine Leser erwarten, was ich liefern werde. Sollten aber einige die Liebe zu den Romanen so weit treiben, daß sie eben deswegen meinen Dickius schon wieder aus der Hand legen wollten, die bitt' ich recht herzlich, es nicht zu thun. Ich versichre sie auf mein ehrliches Gesicht, daß ihr Geschmack nichts verlieren soll.

Zuförderst erwart' ich Dank von meinen Lesern, daß ich einen einheimischen Held zu meiner Geschichte gewählt habe. Wie häufig sind die Klagen gewesen, daß wir Deutschen entweder gar zu gern fremde Producte

---

* Die Russen haben sich zwar, seit der Entstehung dieses Buchs, mit dem Verfasser wieder ausgesöhnt, aber jetzt hat er wieder alle Hände voll von den Amerikanern, denen er seine ganze Gewogenheit geschenkt hat. Dies verhindert ihn, bey der zweyten Auflage alle möglichen Verbesserungen anzubringen, die er anbringen könnte, und bittet den Leser, Gedult mit ihm bis zur dritten Auflage zu haben, wo er hofft, an seinen Colonisten so viel Freude erlebt zu haben, daß ihm das Verbessern leichter von der Hand gehen werde.

nutzten, oder, wie der Kukuk, unsre Eyer in fremde Nester legten. Wenn wir uns auch vormals ja noch einmal an so ein episches Ding wagten, als ein Roman ist, so mußte unser Held ein Ausländer seyn, die Scene nach England, Spanien, Portugal, Frankreich, Dännemark, Schweden, ja gar nach Rußland oder in die Türkey verlegt werden, und alle unsre Maschinen waren fremde Producte. Im Grunde mochte der Held oder die Heldin wohl ein eben so ächtes deutsches Mutterkind seyn, als der Geschichtsschreiber war, ich bin, und meine Leser es sind; allein man zog ihnen ein fremdes Kleid an, ließ sie sich stellen, als hätten sie den Boden des heiligen römischen Reiches deutscher Nation nie betreten, und die Leser waren so gütig, mit diesem Gerichte für lieb zu nehmen. Seit einigen Jahren haben uns der Spott unsrer Nachbaren, und die Vorwürfe unsrer eignen Kunstrichter aufmerksamer gemacht; wir haben nachgeforscht, und es fand sich, daß die Natur in Deutschland eben so wenig Stiefmutter sey, als in Frankreich und England, dem Vaterlande der Romanen und Roman-Helden.

An Gecken, Narren und Thoren von allem Schlage, Alter, Geschlechte und Profeßion haben wir keinen Mangel, und – darf ich den stolzen Gedanken wohl laut sagen? – unsre Narren sind viel natürlicher und ungekünstelter, als ihre Brüder in den meisten fremden Ländern. Freylich liegt das Genie bey den Deutschen ein Paar Fuß tiefer versteckt, als bey den mehr südlichern Nationen, die wir brauchen müssen, uns anzufachen, oder, deutlicher zu reden, die Fähigkeit zum wirklichen Narren auszubilden; aber sind wir auch einmal in unsrer rechten Sphäre: so sind wir mehr als mittelmäßig, wir sind, oder haben ganze Narren. Wir könnten uns, die Wahrheit zu sagen, mit unsern einheimischen Producten begnügen, und doch bleibt die Sucht nach dem Ausländischen noch immer so groß unter uns. Sollte denn nicht endlich einmal ein deutscher Cammeralist ein Monopolium zum Besten unserer Landsleute entwerfen? Contrebande müssen alle fremde Thorheiten bey uns seyn, und durch schweren Impost halte man sie zurück! Allein, ich weiß wohl, was diesem Monopolio im Wege steht. Es bringt nichts ein; es ist unsrer Nachahmungssucht zuwider, und was einem nicht gefällt, kann man leicht verdächtig machen. Da sagt man: Freude und Wohlfarth würden entfliehen, wenn man die fremden lustigen Narren verbannen wollte, die uns so manchen Spaß machen, dazu die schwerfälligen Deutschen nicht fähig sind. – – Die Monopolien, fährt man fort, sind dem Handel das, was der Hecht den kleinern Fischen, der Fuchs den Hühnern, der Wolf den Schaafen, der Erdfloh den jungen

Pflanzen, und der Bock dem Kohl ist. Bey andern Gelegenheiten hätten die superklugen Herren dies alles von den Monopolien sagen mögen, und vielleicht ein bischen Recht gehabt; allein bey dieser Gelegenheit thut mirs leid, daß sie so wenig Patriotismum verrathen. Originalgecke hätten, deucht mir, doch vor den Copie'n keinen geringen Vorzug, und nur ein Monopolium kann uns Originale verschaffen. Originale müssen, wie die Natur der Sache dies mit sich bringt, nicht nach auswärtigem Fuß zugeschnitten seyn. Deutsche Narren mit deuschen Narrensitten, unangesteckt von den wesentlichen Thorheiten fremder Nationen, müßten wir haben, wenn uns wohl sollte gerathen seyn. Ja, sagt man endlich, wir Deutschen können, ohne fremde Pädagogen, keine Narren bilden. – – Hören Sie, mein Herr! ich bin es müde, alle ihre Einwürfe zu hören und zu beantworten, und habe, hoff' ich, was bessers zu thun – – meinen Helden selbst aufzuführen.

Daß euch nur ja der Gedanke nicht in den Kopf steigt, als sey er von dem Geschlechte der Herren, von welchen und für welche wir oben gesprochen haben! O nein! mit Erstaunen wird der Leser sehen, daß ich mir einen großen Mann, ein noch beliebtes Muster, kurz, einen Dickius zum Helden erwählt habe. – Ich glaube, daß ich mich so angelegentlich mit ihm beschäftigen werde müssen, daß mir keine Zeit übrig bleiben wird, andre Dickiusse mitzunehmen – doch ich will nichts versprechen.* Wer weiß, was mir noch aufstoßen kann? So viel ich kann, werd' ich meinen Held nicht aus den Augen lassen; allein, da er wohl so mager ausfallen möchte, daß er in seinem eigenen Fette nicht gebraten werden könnte; so muß ich mir auf den Fall die Erlaubniß ausbitten, Männer, die ihm viel oder wenig gleichen, Männer mit und ohne Verdienste zugleich im Vorbeygehen mit aufführen zu dürfen.

Romanen und Lustspiele können ohne Liebe und Liebesbegebenheiten nicht wohl geknetet und gebacken werden, ich aber werde zum Zeugniß, daß ich keinen Roman schreibe, von der Liebe kein Wort sagen, – wenn ich mich nicht noch bedenken sollte; und entschließ' ich mich noch an-

---

* Sehr gut war's, daß ich nichts Gewisses versprach. In der Folge begegneten mir so viel Kappen und Käppchen zum beliebigen Gebrauch, daß ich in den Geheimnissen der Schriftstellerey ein grosser Pfuscher gewesen seyn müßte, wenn ich sie nicht mit eingeflickt hätte. Einige Herren haben abscheulich geschri'en. Ich freue mich darüber, denn bey noch nicht erstorbenen oder verdürrten Gliedern giebt der Schmerz des Schneidens, Brennens, Beizens, oder, wenn's im Bade ist, des Sprützens, Hofnung zum Genesen.

ders, so wird's doch alles schön seyn, was ich schreibe, worauf sich der geneigte Leser, falls er Geschmack hat, verlassen kann.

Eh' ich meinen Helden das Licht dieser sündhaftigen. häßlichen und jammervollen Welt, auf der es uns dem ohnerachtet noch so ziemlich gefällt, erblicken lasse; müßt' ich mit meinen Lesern noch den Punct wegen seines Vaterlandes ausmachen. Soll ich die Provinz nennen, deren Luft er zum erstenmal einzuschlucken würdigte? soll ich den Namen seiner Vaterstadt ganz ausschreiben? Vielleicht quäl' ich mich mit unnöthigen Grillen, aber ich kann es nicht von mir erlangen, hier offenherzig zu seyn. Wüßten es nur meine Leser, wie manche unangenehme Stunde mir meine Offenherzigkeit schon verursacht hat, sie würden mich vielleicht beklagen, freylich nicht alle, und sollt' ich denn nicht endlich klug werden? Die Familie der Dickiusse und Dickiussianer ist so groß, so ausgebreitet in Westphalen*, daß ich meiner Sicherheit alle nur mögliche Vorsicht schuldig bin. Ich sage freylich von ihrem großen Ahnherrn nichts, als die Wahrheit; aber die Wahrheit gebiehtet auch Haß und Verfolgung in Westphalen. Sollten sich indessen über tausend und mehrere Jahre alle Städte und Flecken in W. die sich mit einem L. anfangen, der Ehre wegen befehden und hassen, daß die eine behauptete: in meinen Ringmauern ward Dickius gebohren; die andre: Nein! unsre Jahrbücher schreiben mir dir Ehre zu u. so wär' es freylich besser, die reine Wahrheit – oder, zu sagen: er ward nirgend gebohren. Man weiß ja, wie man sich Homers wegen gezankt hat. Freylich ist mein Held kein Homer, aber Homer war auch kein Dickius, und vielleicht macht mein Westphälinger mit der Zeit mehr Spectakel, als der Grieche bey seinem Leben nicht that. – Doch alles wohl überlegt, will ich lieber sagen: L. hatte die Ehre, die Vaterstadt meines Helden zu seyn. Schrieb ich dahingegen den Namen der Stadt ganz aus; so wird es von Deutungen wimmeln, und die Beschuldigten würden das Weh ausrufen über den Dickius, und den, der ihn geschrieben hat. Ich selbst wollte mich, dieser Ursachen wegen, nicht um beyde Indien nennen, denn steinigen würden mich gewiß einige alte Mütterlein ohne Zähne; einige hysterische Jungfrauen; einige mit geheimen Anfechtungen geplagte Weiblein; einige mit der Hypochondrie heimgesuchte Schneider und Leineweber; einige – die unsern Herr Gott ihrer

---

* Man will schon seit einigen Jahrhunderten entdeckt haben, daß diese ehrbare Gesellen ein weit grösser Vaterland haben, als das enge Westphalen ist – und, durch diese Entdeckung belehrt, erklär' ich meinen beleidigten Landsleuten hiermit: daß ich sie nicht allein gemeint habe, ohnerachtet wir unsern Landsmann Dickius billigermaßen für uns behalten müssen.

Bubenstücke wegen eben im Begriffe sind, mit Seufzen zu bestechen; einige Einfältige im Herrn, – – und den ganzen Trupp führten gewiß unsre geistreichen Klipschulmeistere an. Weil also und dergestalt gesteinigt zu werden mein Beruf gar nicht ist, noch weniger, mich bey lebendigem Leibe mitten in die Hölle stoßen zu lassen, wo Beelzebub selbst das Feuer schürrt – – so werd' ich mir alle Mühe geben, hinter dem Vorhange unerkannt zu bleiben.

Aber so ehrlich will ich doch auch seyn, und es einem Theile meiner Leser nicht verschweigen, daß ich in alle Ewigkeit derselbe Mensch nicht bin, der vor – kurz im Jahre 1772, wenn ich nicht sehr irre, in einem gewissen periodischen Blatte in W. einige, obgleich sehr unvollständige Nachricht vom Dickius gab, welche sich nachgehends auch in andere Blätter verirrte, ohne es zu gestehen, daß ihr Vaterland Westphalen sey. Zuförderst ist es bey einer großen Classe Menschen schon ausgemacht, daß mein Vorgänger, ein recht abscheulich gottloses Weltkind sey, bey dem Hopfen und Malz verlohren ist, – der gefährliche Meynungen hege, und um den allein es schon Schade ist, daß wir kein Ketzergericht haben. Da man ihn also nicht verbrennen kann; so dächt' ich, daß man ihm lieber sonst alles heilige Herzeleid anthäte, was man nun so ersinnen könnte*, – und mich nicht mit ihm verwechsele. Gesetzt aber, daß das Maaß seiner Sünden noch nicht voll wäre; so hüte man sich bey Leibe, etwas von dem meinen zu nehmen, und ihm beyzulegen, gesetzt, daß man etwas Verfängliches in meinem Buche auftreiben sollte: denn ich verlange es gar nicht, daß er mein Sündenbock seyn soll, eben so wenig ich Lust habe, der seinige zu werden.

Meine Nachrichten, aus welchen ich mit meinen biographischen Löffel schöpfe, sind alle so ächt, als wenn ich sie aus dem Ratzenbergerschen Archiv erhalten hätte; ja, einige hab' ich mit großen Kosten angeschafft, und Kennikotsche Vorsicht dabey angewandt, um ja recht sicher zu gehen, und keinen Mückenfuß für einen westphälischen Schinken zu verkaufen. Was das Beste noch ist, so sind, ein paar Werke ausgenommen, die meinen Helden selbst zum Verfasser haben, und die ich zu seiner Zeit ehrlich anzeigen werde, alle meine Urkunden ungedruckt, ein Vorzug,

* Man ist so gut gewesen, meinem Rathe zu folgen, man hat den gottlosen Bösewicht verleumdet, ihm Verachtung bezeugt, ihn geflohen, wie einen Aussätzigen, allerhand Vorwände ergriffen, um sich ihm mit einem Schein Rechtens in den Weg stellen zu können – allein, was hat's gefruchtet? Kleines Belferen notiert er sich nicht, und über große Kieselsteine steigt er hin, geraden Weg zu halten.

den man heut zu Tage nicht mehr verkennt. Wie mager würde meine Biographie ohne diese wichtige Beyhülfe nicht seyn: ohngefähr, wie die Biographien unsres Christian Heinrich Schmid, der gerade so lange aufgiebt, als andre zugekocht haben, und wenn er z. E. vom Plautus nichts weiß, und den Artickel doch zu einer Ordnungsmäßigen Größe anschwellen will, lieber eine ganze Comödie übersetzt.

## Das zweyte Kapitel
## Dickius wird gebohren

Freylich versteht es sich, daß mein Held gebohren werden mußte, und dem Leser kann es sehr gleichgültig seyn, ob er ohne Anstoß, oder durch Hülfe der Levretschen Zange, oder gar durch den Kaiserschnitt zur Welt kam – doch so ganz gleichgültig nicht. Gesetzt, man hätt' ihm den Kopf ein Bischen stark zusammen gedrückt, so, daß das Gehirn in die Klemme gekommen wäre; so könnte er der große Mann vielleicht nicht geworden seyn, den ich aus ihm zu machen Lust habe; folglich liegt an der Geburt eines Menschen schon viel. Recht viel Interessantes kann ich dem Leser über diese Materie sagen; und gesetzt auch, daß es einige Leser gebe, die nicht alles für wichtig gnug halten mögten, was ich ihnen zu erzählen habe, so erklär' ich mich hiermit kurz und gut, daß ich für solche Leckermäuler nicht schreibe. Es gibt Gottlob! noch andere ehrliche Leute, die gern für lieb nehmen, und diese sollen mein Publikum seyn, z. E. Dorfküster, Barbierer; Bürger von allem Schlage; lateinische Schüler nebst ihren Vätern und Müttern; – – und wollten allenfalls die Herren Rectoren, Con-Sub-Subcon-Vice-Pro-Rectoren, Collegä infimi, auch die nach Stand und Würden vielgeschätzte Herren Consistorialräthe, Assessores und Pedelle mit hinzutreten; so könnt' es seyn, daß jeder etwas fände, so ihm nützlich und dienlich wäre – und alle sollen sie mir liebe Gäste seyn. Freylich brauch' ich sie bey der Geburth meines Helden lange nicht alle, nur säh' ich gern, daß sie sich nicht zu weit entfernten, damit ich sie im Nothfalle bey der Hand haben könne.

Wie gesagt; so ganz uninteressant soll dies Capitel nicht ausfallen, denn mit der Geburth grosser Geister gehts gleich im Anfange schon ganz anders zu, als mit uns übrigen Erdensöhnen von täglichem Caliber. Große Männer, als mein Held z. E. seyn soll, zu bilden, gibt der Natur selbst schon einiges Kopfbrechen, und die Wege, die sie dann gehen muß, sind uns verborgen. Die Helden der Griechen und Römer z. E. nahmen es sehr

übel, wenn man glaubte, daß ihre Mütter sie nach dem Laufe der Natur von Männern, und wohl gar von ihren eignen Männern, empfangen hätten. Nur ein Gott hatte die Ehre, ihr Vater zu seyn, in Gestalt einer Schlange, eines Schwans, eines Bullen ETC. alles baar Geld, wann der Gott nur keine langen Ohren hatte[*]. Die Damen waren so, wie die Mademoiselle, oder Fräulein Rhea, gar nicht geheim mit ihren Galanterien; und was mir noch immer am unbegreiflichsten ist, so waren die Ehemänner mit ihrem göttlichen Hirschgeweihe eben so zufrieden, als wenn sie gebohrne Franzosen gewesen wären, oder gar Spanier, die alle Ehrfurcht für ihre Herren Schwäger haben sollen, wenn es nur Geistliche sind. Heut zu Tage hört man von solcher olympischen Galanterie gar nichts mehr – vielleicht weil die Götter zu alt sind; allein man hat in der Christenheit schon andre Mittel, große Knaben und Mädchen zu erzielen, ein Geheimniß, das unter den leidigen Türken noch nicht bekannt ist – bey uns der Adel heißt. Ich hör' es gar zu gern, wenn man mich einen Philosophen nennt, und, unter uns gesagt, ich bin einer von den besten. Ich habe den Hypocrates, Aristoteles, Plato, seine Republik, Freund Wieland – Diogenes; ihre Republik, den Huart und Platner gelesen; hundert Menschen, adeliche und unadeliche im Felde anatomiren helfen; Geblüt von allem Schlage in die Retorte gebracht: das Acouchement auf Universitäten getrieben, weil es immer heißt: von guter, hoher, vornehmer Geburth, UN HOMME DE NAISSANCE, und jetzt bin ich eben so klug, als ich vor zwanzig Jahren war. Der Henker mag das Ding begreifen, und doch soll mans glauben. Es muß ein Geheimniß dahinter stecken; und stünd' es in der Bibel, so erfordert' es die Klugheit, es zu leugnen und darüber zu lachen; allein hier ist der Fall ganz anders, und mir deucht, es wäre wohl gar gefährlich, solche Geheimnisse ergrübeln zu wollen, also mag es abgethan seyn, eh' ich mich der Inquisition bloß stelle. Gelten doch so viele Hypothesen ihr volles Geld, warum nicht auch diese? Ich würde nicht ein Wort über dies Geheimniß verlohren haben, wenn ich nicht zum voraus wüßte, daß mein Buch bis ins Jahr 2440 leben werde, und diesen weisen Nachkommen wollt' ich gern einen Wink geben, über unsre Zeiten nachzudenken – Arbeit sollen sie schon finden.

---

[*] VI COMPRESSA VESTALIS, QUUM GEMINUM PARTUM EDIDISSET, (SEU ITA RATA, SEU *QUIA DEUS AUCTOR CULPAE HONESTIOR ERAT*.) MARTEM INCERTAE STIRPIS PATREM NUNCUPAT. PLIN. L. I.4.

Der andere Theil des menschlichen Geschlechts, dem diese Gabe, große Helden zur Welt zu bringen, nicht unmittelbar im Geblüte liegt, und der unter dem eigenthümlichen Namen Canaille bekannt ist, nimt äußerliche Dinge zu diesem Behuf zu Hülfe, die einem Ohngefähr, Gerathewohl oder Traume insgemein so ähnlich sehen, als ein Tropfen Wasser dem andern. Wenn Gesundheit, frisches, munteres Geblüt; Stärke des Cörpers und Heiterkeit des Geistes der Ältern auf den HOMUNCULUS, Embryo und endlichen Fötus einen Einfluß hätten, und seine künftige Größe bestimmten; so hätte freylich der schlechtere Theil der Menschen, der Bauer und der Handwerker, hundertmal mehr Wahrscheinlichkeit, der Welt große Männer geben zu können, als der edlere: allein hier widerspricht die Erfahrung; ja selbst die Gesundheit, Stärke ETC. muss insgemein erst weggeschafft werden, ehe diese großen Väter es unternehmen große Söhne – – –[*].

Beym Pöbel thut der liebe Aberglaube noch immer das, was er schon vor einigen tausend Jahren that – Wunder! Nur schade, daß wir nicht studirte Traumdeuter, Augure von Profeßion haben! Wenn es nicht zu befürchten stünde, daß die Einkünfte eines Augurs mit der Zeit, gewisser Ursachen wegen, der Landesherrlichen Casse einverleibt würden, nach dem traurigen Beyspiele der Kinder des Lojola; so wär' es immer ein Vorschlag zur Güte, ein Augurat unter uns zu empfehlen; und wenn ich das Glück hätte, diese Bedienung nur drey Jahre zu bekleiden, so wollt' ich mit dem reichsten Proviantlieferanten vom letzten Kriege her nicht tauschen, so viel Schweiß und Blut betrogener Unterthanen er auch immer in seinen Coffern haben möchte. Ich glaube nicht, daß je ein Heiliger das Tagelicht gesehen habe, dessen Größe nicht z. E. ein Traum, oder andere wichtige Vorbothen angekündigt hätten, wovon unter andern der heilige Dominicus jetzt ein bewährter Zeuge seyn mag. Folgendes erzählt uns von ihm sein Biograph, Herr Thomas Dillinger:

„Ehe aber, und bevor ihn seine Frau Mutter auf die Welt gebohren, wurde sie durch ein himmlisches Gesicht von der künftigen Geburth unterwiesen, dann es kam ihr in einem Gesicht vor, als ob sie ein Hündlein in ihrem Leib trug, so in seinem Mund eine brennende Fackel hielt, und wie es aus Mutterleib kommen, mit selbiger die ganze Welt entzündete, durch

[*] S. Über die Ehe. Ein vortrefliches Werk, weil viel auf dem Kopfe steht, das anders aussehen würde, wenn's auf den Füßen stünde.

welches ihr angezeigt wurde, daß sie einen Sohn sollte gebähren, welcher ein weit berühmter Prediger des göttlichen Worts seyn, und durch seinen brennenden Eifer die erfrohrne und erkaltete Herzen der Menschen zu der Liebe Gottes und Haltung seiner Geboten anhalten würde."

Ob Dillinger diesen Traum recht deute, oder Hospinianus und Limborchius, geht mich nichts an. Die beyden letzteren legen ihn so aus: daß Dominicus dereinst die Unschuldigen wie ein wüthender Hund anfallen, und für unzählige Menschen Scheiterhaufen aufrichten werde*. Ich überlaß' es den Leuten, die alles entscheiden können, zwischen diesen Traumdeutern das Urtheil zu sprechen; und da es auf mich eben nicht ankommt, ob ich ein Dillingianer, oder ein Hospinianer sey; so nehm ich mir die Freyheit, mich für die letzte Parthey zu erklären. Gnug, daß die Träume der Mütter keinen geringen Einfluß auf die Embryonen machen.

Ich hab' es, wie ich glaube, schon ganz weislich erinnert, daß ich meinen Held nicht füglich eher gebrauchen könnte, bis er gebohren sey, und nun merk ich klüglich an, daß es dem Leser ohne Zweifel behagen werde, mit seinen Ältern bekannt zu werden, wozu ihm in der Welt kein Mensch behülflicher seyn kann, als ich, der Autor. Diese Leute schienen eben nicht bestimmt zu seyn, in einer Leichenpredigt zu paradiren, denn sie waren arme, geringe Leute, denen es in der Welt zu nichts nützen kann, tugendhaft zu seyn, und Verdienste zu haben, da man sie nicht bemerkt. Und wenn es wahr ist, daß Stolz und Selbstgefälligkeit die Ältern vieler großen und erhabenen Handlungen sind; so hat der gemeine Mann viel für sich, wenn er die Tugend denen überläßt, die auf dem Schauplatze der Welt hoch gnug stehen, um von Jedermann gesehen zu werden.

Peter Dick war, wie es hieß, der Vater meines Helden, und Frau Ilsabein, gebohrne Lüning, hatte die Ehre, seine Mutter ohne allen Zweifel zu seyn. Peter war ein Tagelöhner, die ehrlichste Haut, die je die Sonne beschienen hat, und schien die Hypothese des scharfsinnigen La Mettrie sehr zu begünstigen: der Mensch ist Maschine; wenigstens wäre Peter, meines Dafürhaltens, ohne Seele fertig geworden, da er die seinige so überaus selten gebrauchte. Leidenschaften hatte die Hand der Natur in diesen unfruchtbaren Boden beynahe gar nicht gepflanzt; und da man ihn in der Jugend nicht bearbeitet hatte, so wär' es überflüßig gewesen, es im

* v. HELVETIUS DE MIRACULIS, pag. 142. fg.